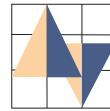
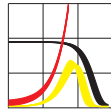


Max-Planck-Institut
für demografische Forschung



Rostocker Zentrum zur
Erforschung des Demografischen Wandels

EDITORIAL

Zuwachs

Auch 16 Jahre nach der Wiedervereinigung unterscheiden sich Ost- und Westdeutsche in mancher Hinsicht, zum Beispiel in der Geburtenentwicklung. *Demografische Forschung Aus Erster Hand* beschreibt auf den Seiten 1 und 2 zwei Modelle, die das Geburtenverhalten in Ost- und Westdeutschland erklären: So sind in Westdeutschland beruflicher Erfolg und materielle Sicherheit (vor allem des Mannes) Voraussetzung für Kinder, während im Osten der Fokus eher auf der partnerschaftlichen Vereinbarkeit von Beruf und Familie liegt. Daraus resultiert, dass der Anteil der Kinderlosen im Westen höher ist als im Osten. Allerdings bekommen westdeutsche Frauen, die bereits ein Kind haben, häufiger auch weiteren Nachwuchs. Im Osten hingegen gehört es offenbar einfach zu einer Partnerschaft, ein Kind zu bekommen – relativ unabhängig von den Umständen. Aber weitere Kinder stellen die angestrebte Balance von Familie und Beruf immer wieder neu auf den Prüfstand.

Familienentscheidungen werden auch von sozialpolitischen Rahmenbedingungen beeinflusst. Seite 3 zeigt dies anhand des monatlich in Österreich herausgegebenen „Geburtenbarometers“: Änderungen in der Familienpolitik hin zu längerem Karenz- und Erziehungsurlaub haben hier – zumindest kurzfristig – die Geburtenraten erhöht.

Einem anderen Thema widmet sich *Demografische Forschung Aus Erster Hand* auf Seite 4: dem Zusammenhang zwischen räumlicher Mobilität und der Stabilität von Partnerschaften. Während ein einmaliger Umzug im näheren Umkreis positive Auswirkungen auf eine Partnerschaft hat, erhöhen häufige Umzüge über große Entfernungen das Trennungsrisiko.

Noch ein Wort in eigener Sache: *Demografische Forschung Aus Erster Hand* bekommt Zuwachs. Von dieser Ausgabe an beteiligt sich das Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels als dritter Partner an dem Informationsbrief. Das Rostocker Zentrum ist eine Kooperation der Universität Rostock und des Max-Planck-Institutes für demografische Forschung. Sein Forschungsschwerpunkt sind die Konsequenzen des demografischen Wandels. Es widmet sich praxisnaher Forschung und erarbeitet Antworten auf politikrelevante und aktuelle Fragen.

Gabriele Doblhammer

Zwei deutsche Ansichten über Kinder und Karriere

Lebensentwürfe junger Erwachsener in Ost und West

Eine neue Studie des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung (MPIDF) Rostock hat junge Erwachsene aus Ost- und Westdeutschland sowie einige ihrer Partner, Freunde und Eltern in Interviews zum Thema „Kinder und Karriere“ befragt. Demnach bestehen weiterhin regionale Unterschiede in den Familienplänen.

Vor dem Hintergrund der aktuellen öffentlichen Debatte um den (ausbleibenden) Kinderwunsch und die geringen Kinderzahlen in Deutschland ist es von besonderem Interesse, sich die bestehenden Unterschiede in den Familienformen zwischen Ost und West genauer anzuschauen. Beispielsweise sind ostdeutsche Frauen weiterhin etwas jünger und deutlich seltener verheiratet als westdeutsche, wenn sie ihr erstes Kind bekommen, und die Anteile der Kinderlosen sind niedriger – trotz der offenkundig schwierigeren ökonomischen Bedingungen im Osten. Dafür ist der Übergang zu einem zweiten Kind in Ostdeutschland erschwert (siehe Tabelle 1, vgl. *Demografische Forschung Aus Erster*

Hand 2/2005). Die Unabhängige Forschungsgruppe „Kultur der Reproduktion“ des MPIDF hat sich das Ziel gesetzt, die Ursachen dieser Phänomene aus der Sicht der „Beteiligten“ selbst zu erkunden. Die Grundfragen, der die Rostocker Forscher dabei nachgehen, sind: Gibt es typische Muster in den persönlichen Überzeugungen junger Erwachsener, die erklären, warum Familiengründungen in Ost und West so unterschiedlich stark aufgeschoben bzw. aufgegeben werden? Wie wirken sich Austausch und Beobachtungen im eigenen Netz sozialer Beziehungen auf Familienwünsche und -pläne aus?

Zur Analyse konnten junge Erwachsene des Geburtsjahrganges 1975 (+/-1 Jahr) aus Ost (Rostock) und West (Lübeck) gewonnen werden, mit denen persönliche Interviews über ihren Lebenslauf seit der Schulzeit geführt wurden. Hinzu kamen Interviews mit Freunden, Partnern oder Eltern des Zieljahrgangs, so dass sich ein Gesamtbild der Lebenssituation junger Leute in ihrer Stadt ergibt; insgesamt wurden etwa 150 Interviews geführt.

Deutlich zeigen sich Unterschiede zwischen Ost und West in den Vorstellungen zum Zusammenhang von beruflicher Entwicklung und

Tab. 1: Ausgewählte sozio-demografische Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland:

	Westdeutschland	Ostdeutschland
Durchschnittliches Alter bei Geburt (2002)	29,5 Jahre	27,5 Jahre
Anteil dauerhaft kinderloser Frauen (Jahrgang 1965)	27%	14%
Anteil außerehelicher Geburten (2003)	32%	64%
Anteil von Zweitgeburten innerhalb der ersten fünf Jahre nach einer Erstgeburt (1991 bis 1996)	55%	30%
Arbeitslosenquote (2005)	9,9%	18,8%

Quellen: Economic Council of Europe 2003, Kreyenfeld 2005, Statistisches Bundesamt 2006.



→ Familienplanung. Diese sind so gravierend, dass sie als zwei „kulturelle Modelle“ der Familienplanung bezeichnet werden können (siehe Abbildung 1). Bei jungen Westdeutschen ist das dominante Modell eines von beruflicher Geradlinigkeit und sorgfältiger Planung. Im so genannten sequenziellen Modell stehen die erfolgreiche Berufslaufbahn sowie die sich daraus herleitenden Werte von materieller Absicherung und Erfolg im Mittelpunkt der biografischen Planung. Ein Kinderwunsch schließt sich meist erst daran an, d.h. eine Familiengründung wird vor einer erfolgreichen beruflichen Etablierung

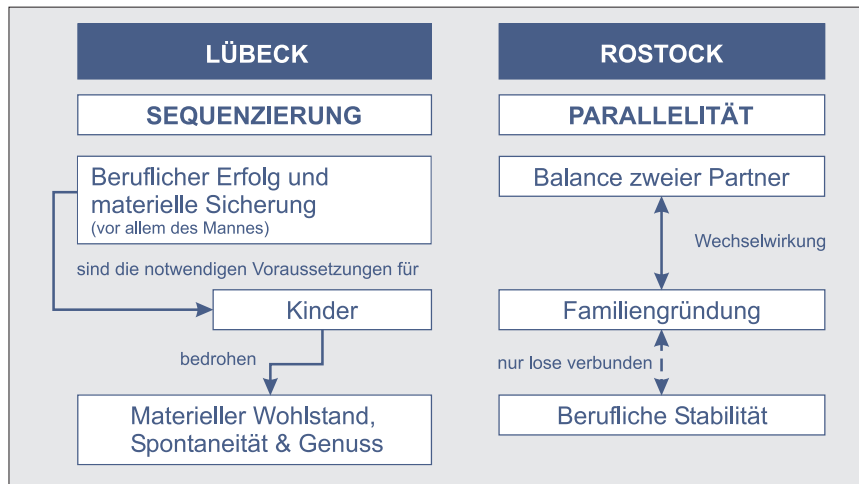


Abb. 1: Das parallele und das sequenzielle Modell der Familienplanung in West- und Ostdeutschland.

nicht in Erwägung gezogen (Sequenz). Hierbei steht zudem die berufliche Etablierung des Mannes im Vordergrund, der weiterhin als Hauptnährer einer möglichen Familie angesehen wird. Außerdem ist das Bewusstsein, dass eine Familiengründung durchaus auch den beruflichen und materiellen Status bedrohen kann, in Lübeck weit verbreitet.

Aus den Interviews mit jungen Erwachsenen aus Ostdeutschland ergibt sich ein anderes kulturelles Leitbild: das so genannte parallele Modell. Den Rostockern ist der Gedanke, vor einer Familiengründung einen hohen beruflichen und materiellen Status zwingend erreicht zu haben, eher fremd. Vielmehr ist es ihnen wichtig, dass beide Partner in einer ausbalancierten Form arbeitstätig sind. Unter einer „Balance“ verstehen die jungen Ostdeutschen insbesondere einen Ausgleich zwischen Arbeit und Freizeit, aber auch zwischen der jeweiligen Arbeitsbelastung der Partner. Die Bereitschaft, auch berufliche Einschnitte zugunsten dieses Ausgleichs hinzunehmen, wird häufig betont, zum Beispiel wenn ein starker Familienwunsch vorliegt (Wechselwirkung). Prinzipiell werden Mann und Frau als gleichwertige und gleich verpflichtete Partner für das Familieneinkommen angesehen. Wenn die „Balance“ erreicht ist, gibt es für die Rostocker kaum noch ein Hemmnis für eine Familiengründung. So finden sich – im Gegensatz zu Lübeck – häufig Berichte von Familienplänen und -gründungen vor oder während des Berufseinstiegs, während einer Existenzgründung oder einfach „ohne groß zu planen“.

Durch dieses Forschungsergebnis wird klar, warum das erste Kind in Ostdeutschland relativ früh, ein zweites – wenn überhaupt – vergleichsweise spät geboren wird und warum im Gegenzug der Anteil der Kinderlosen, aber auch jener der Zwei- und Mehrkinderfamilien in Westdeutschland ungleich höher ist. Sobald nämlich im sequenziellen Modell in Westdeutschland die Voraussetzungen für eine Familiengründung erfüllt sind, steht einer Geburt von zwei oder mehr Kindern kaum etwas im Wege. Im parallelen Modell Ostdeutscher muss die angestrebte Ausbalanciertheit der Arbeit-Freizeit-Partner-Konstellation stets neu hergestellt und bewertet werden,

welche sich nach einem ersten Kind sicherlich nicht leichter einstellt.

Vermutlich stehen hinter diesem deutlichen Unterschied in den biografischen Modellen verschiedene Sozialisierungserfahrungen junger Erwachsener. Sind die Lübecker in einer Zeit aufgewachsen, als das planerische Ideal des „erfolgreichen Lebenslaufs“, das auf der unbefristeten Vollzeitstelle des männlichen Hauptnährers beruhte, in Westdeutschland seinen Höhepunkt erlebte, war es für die Rostocker zur gleichen Zeit die Erfahrung des problemlosen Einklang-Bringens von zwei berufstätigen (jungen) Eltern und Kindern in der DDR. Wie diese Modelle in der heutigen wirtschaftlichen Situation, die unter anderem durch hohe Arbeitslosigkeit sowie die Zunahme flexibler und prekärer Beschäftigungsverhältnisse gekennzeichnet ist, zu bewerten sind, muss die Forschung freilich offenlassen.

Der zweite Teil der Analyse beschäftigt sich mit den sozialen Netzwerken junger Erwachsener. Hier geht es vor allem um die Frage, ob und wie sich die biografischen Orientierungen in der alltäglichen Kommunikation, in Beobachtungen von Bekannten und Freunden oder in persönlichen Vorbildern wiederfinden. Es zeigt sich, dass insbesondere gute Freunde für junge Erwachsene eine sehr wichtige Rolle spielen, wenn es um das Ob und Wann der eigenen Familiengründung geht – womöglich eine wichtigere Rolle als die eigenen Eltern. Besonders zwei übergreifende Interaktionsmuster zum Thema „Kinder“ zwischen guten Freunden ließen sich darstellen: 1) Allianzen zwischen Freunden und 2) Beobachtung der Erfahrungen von Freunden mit Elternschaft.

Das erste Muster (Allianz) verdeutlicht, wie wichtig es für junge Erwachsene sein kann, Freunde mit einer ähnlichen Einstellung zu haben. So fanden wir Freunde, die sich trotz widriger Umstände beständig darin unterstützen, den Kinderwunsch wichtig zu nehmen und aufrechtzuerhalten. Bei anderen wurde sogar genau über Termine „beratschlagt“ („wenn ich mein zweites Kind bekomme, und du dein erstes, dann könnten wir ...“). Genauso wichtig ist es aber auch für jene 30-Jährigen, die das Thema (noch) aufschieben, ebensolche Freunde zu haben, mit denen

man unbeschwert Fernreisen unternehmen oder an seiner Karriere arbeiten kann, statt an Familienplanung zu denken.

Umgekehrt ist oft die erste Elternschaft eines Freundes oder einer Freundin für den ganzen Freundeskreis ein wichtiger Prüfstein eigener Einstellungen (Muster 2: Beobachtung): Wie erlebt man den Freund oder die Freundin als Vater bzw. Mutter? Was behagt oder missfällt einem am Familienleben

des Freundes/der Freundin? Was schlussfolgert man für seine eigenen Pläne daraus? Nicht selten unterscheiden die Antworten auf diese Fragen auch über den weiteren Verlauf einer Freundschaft.

In diesen Interaktionsmustern finden sich zunächst keine Unterschiede zwischen jungen Erwachsenen in Ost- und Westdeutschland. Allerdings werden in Rostock deutlich weniger Personen als „wichtige Netzwerkpartner“ genannt als in Lübeck. Außerdem stehen diese in einem durchschnittlich etwas distanzierteren Verhältnis zur eigenen Person, als es bei den Lübeckern der Fall ist. Dies resultiert sicherlich aus dem in Rostock allgegenwärtigen „Friend-Drain“, also dem Wegzug von Freunden und deren Abwanderung in den Westen. Die starke Migrationsneigung in Ostdeutschland ist zwar bereits aus der Bevölkerungsstatistik bekannt; hier kann jedoch erstmals in persönlichen Interviews gezeigt werden, wie sich diese auch auf der Ebene biografischer Familienmodelle und persönlicher Netzwerkstrukturen niederschlägt. Es ist somit auch denkbar, dass das Ausdünnen enger Freundschaftsnetzwerke durch die starke Auswanderung aus Ostdeutschland bestimmte Interaktionserfahrungen junger Leute hinsichtlich der Familiengründung verändert und dadurch letztlich auch die Fortführung tradierter kultureller Modelle erschweren wird.

Holger von der Lippe und Laura Bernardi

← Literatur:

Bernardi, L., H. von der Lippe and A. Klärner: Perceptions of job instability and the prospects of parenthood between eastern and western Germany. Max Planck Institute for Demographic Research, Rostock 2006 (MPIDR working paper: WP-2006-017). www.demogr.mpg.de/Papers/Working/wp-2006-017.pdf.

Bernardi, L., S. Keim and H. von der Lippe: Social influences on fertility: a comparative mixed methods study in eastern and western Germany. Journal of Mixed Methods Research 1/1 [im Erscheinen].

Trend zu späterer Mutterschaft hält an

„Geburtenbarometer“ analysiert monatliche Fruchtbarkeitsentwicklung in Österreich

Die österreichischen Geburtenziffern sind seit Jahrzehnten niedrig. Ein neuer Indikator zeigt, dass die anhaltend niedrigen Fruchtbarkeitsraten zum Teil auf den Trend zu späterer Mutterschaft zurückzuführen sind. Änderungen in der Familienpolitik haben zwar eine Steigerung der Geburtenzahlen bewirkt; jedoch kann es sein, dass diese nur vorübergehend sind.

Österreich erlebte auch im vorigen Jahrhundert schon mehrmals deutliche Geburtenrückgänge, meist aber infolge äußerer Ereignisse, wie Krieg und Wirtschaftskrise. Die derzeit niedrige Fruchtbarkeit (1,41 Kinder pro Frau im Jahr 2005) fällt durch ihr langfristiges Anhalten und die relativ stabilen Zahlen auf. Dieses Phänomen wird jüngst sowohl in den Medien als auch in der Politik immer stärker diskutiert.

Das wachsende Interesse für die niedrigen Geburtenraten erfordert eine genauere Analyse, die sich folgenden Fragen widmet: In welchem Ausmaß hat die zeitliche Verschiebung der Mutterschaft in höhere Lebensalter die beobachteten Trends und Werte der Fruchtbarkeitsrate beeinflusst? Ist die niedrige Fruchtbarkeit durch zunehmende Kinderlosigkeit zu erklären oder durch Einschränkungen der Familiengröße bei Frauen, die bereits Mutter sind? Gibt es kurzfristige Geburtenrends, die eng mit spezifischen Faktoren, insbesondere familienpolitischen Maßnahmen, verknüpft sind?

Am Wiener Institut für Demographie stellen wir uns solche Fragen mit dem „Geburtenbarometer“, einer monatlichen Beobachtung der Fruchtbarkeit in Österreich, bei der jeweils aktuellste Geburtendaten verwendet werden. Wir schätzen auf dieser Basis die konventionelle Gesamfruchtbarkeitsrate (TFR, Zahl der Kinder pro Frau) ebenso wie Wahrscheinlichkeiten einer weiteren Geburt (Familienzuwachswahrscheinlichkeit). Für zweite und weitere Geburten wird nicht das Alter der Mutter, sondern der Abstand zur vorherigen Geburt herangezogen, um den Fertilitätsindikator Period Average Parity (PAP) zu berechnen. Die Geburtenintervalle waren in Österreich in den vergangenen Jahrzehnten relativ konstant. Daher ist die PAP weniger abhängig von der anhaltenden Verschiebung der Mutterschaft in höhere Lebensalter, während die TFR durch den sogenannten Tempoeffekt in den meisten Ländern Europas verzerrt wird (siehe *Demografische Forschung Aus Erster Hand* 1/2005). Schließlich gestattet das monatliche Format dieser Analyse präzise Rückschlüsse auf Einflussfaktoren, denen Österreichs Geburtenziffern unterliegen, vor allem hinsichtlich wirtschaftlicher Veränderungen und Familienpolitik.

Die Ergebnisse des „Geburtenbarometers“ werden mit einer zeitlichen Verzögerung von drei Mona-

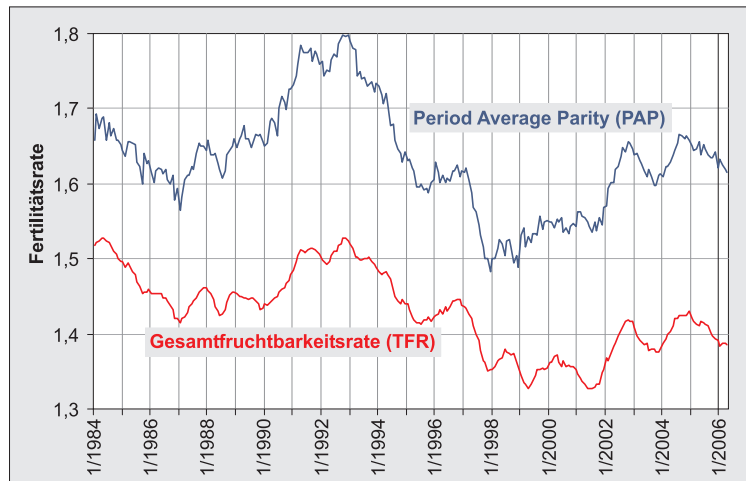


Abb. 1: Gesamfruchtbarkeitsrate (TFR) und Period Average Parity (PAP) in Österreich von Januar 1984 bis April 2006.

ten in der Mitte des Kalendermonats publiziert. Eine Saisonbereinigung berücksichtigt langfristige jahreszeitliche Geburtenmuster ebenso wie zufällige Fluktuationen der monatlichen Geburtenzahlen. Abbildung 1 zeigt, dass die PAP systematisch höher liegt als die meist verwendete TFR. Der Unterschied betrug von 1984 bis 2005 im Durchschnitt 0,20 Kinder pro Frau und zieht sich bis in die Gegenwart: im April 2006 lag die TFR bei 1,39, während die PAP 1,61 erreichte. Der gesamte Beobachtungszeitraum war also von einem allmählichen Trend zu späterer Mutterschaft geprägt, was die TFR wesentlich stärker zurückgehen lässt als die PAP.

Die Familienzuwachswahrscheinlichkeiten von kinderlosen Frauen und Müttern von einem Kind sind in Österreich beinahe gleich. Nach den Zahlen von 2005 bekamen 76 Prozent dieser Frauen ein erstes beziehungsweise ein zweites Kind. Die Wahrscheinlichkeit für weitere Geburten liegt weitaus niedriger: 37 Prozent für Mütter von bereits zwei Kindern und 30 Prozent für Frauen, die schon drei Kinder haben.

Obwohl die Zuwachswahrscheinlichkeiten in Österreich in den vergangenen zwei Jahrzehnten relativ stabil waren, gab es zwei deutliche Umwälzungen in der Fruchtbarkeit, die jeweils eng mit Änderungen in der Familienpolitik in Zusammenhang standen: Zunächst nahm die Fruchtbarkeit vorübergehend Anfang der 1990er-Jahre zu; dies ging mit der Verlängerung des Karenzurlaubs einher. Zu geringen Steigerungen der Fruchtbarkeitsrate kam es zwischen Oktober 2001 und August 2004, die einem Rekordtief der Geburten folgten (TFR bei 1,33 und PAP bei 1,55). Diese Steigerung fiel wiederum zeitlich mit einer weiteren Verlängerung des bezahlten Erziehungsurlaubs auf bis zu 30 Monate sowie einer Ausweitung des Kreises der Anspruchsberechtigten zusammen; diese Änderungen wurden im April 2001 von der Regierung beschlossen und traten per Januar 2002 in Kraft. Die Analyse zeigt, dass die relative

Zunahme der Geburten bei Müttern von zwei und drei Kindern am stärksten war. Jedoch deutet ein aktueller Rückgang in den Zuwachsraten zur zweiten und dritten Geburt eher darauf hin, dass der Trend nur vorübergehend ist.

Obwohl die Geburtenraten in Österreich nicht von so ausge-

prägten Schwankungen gekennzeichnet sind, wie sie sich in jüngster Zeit in anderen Staaten Europas zeigen, bringt die monatliche Analyse der Geburtenzahlen gemeinsam mit der Verwendung von Familienzuwachswahrscheinlichkeiten wichtige Einsichten. Die weitere Verbreitung des Konzepts der Period Average Parity (PAP) als Alternative zur Gesamfruchtbarkeitsrate TFR könnte das Verständnis der europäischen Fruchtbarkeitstrends und der Unterschiede zwischen den Ländern bedeutend erhöhen.

Tomáš Sobotka und Maria Winkler-Dworak

Literatur:

Sobotka, T., M. Winkler-Dworak, M. R. Testa, W. Lutz, D. Philipov, H. Engelhardt and R. Gisser: Monthly estimates of the quantum of fertility: towards a fertility monitoring system in Austria. In: Vienna Yearbook of Population Research 2005, W. Lutz and G. Feichtinger (Eds.). Vienna Institute of Demography of the Austrian Academy of Sciences, Vienna 2005, 109-141. http://hw.oew.ac.at/0xc1aa500d_0x0010403b.

Sobotka, T.: Fertility in Austria: An Overview. In: Vienna Yearbook of Population Research 2005, W. Lutz and G. Feichtinger (Eds.). Vienna Institute of Demography of the Austrian Academy of Sciences, Vienna 2005, 243-259. http://hw.oew.ac.at/0xc1aa500d_0x0010403d.

Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften: Geburtenbarometer: eine neue Methode zur Messung der monatlichen Geburtenentwicklung. Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2006. www.oew.ac.at/vid/barometer/index.html.

Räumliche Mobilität hat ihren Preis

Mehrfache Umzüge erhöhen das Trennungsrisiko von Ehepaaren und Lebensgemeinschaften

Wiederholte Wohnortwechsel, insbesondere aus beruflichen Gründen, sind heutzutage keine Seltenheit mehr. Dass Umzüge aber die Stabilität von Partnerschaften beeinträchtigen können, zeigt nun erstmals eine Untersuchung österreichischer Paare. So steigt das Risiko einer Trennung merklich, wenn Mann und Frau mehr als einmal gemeinsam umziehen. Ein einmaliger Umzug von der Stadt aufs Land wirkt sich hingegen stabilisierend auf eine Lebensgemeinschaft oder Ehe aus.

Wie viele andere Industrienationen verzeichnete Österreich im Laufe des 20. Jahrhunderts einen Anstieg der Zahl geschiedener Ehen. Ungefähr ein Viertel aller Verbindungen scheidet im Laufe der ersten 15 Jahre. Mit dieser Scheidungsrate liegt das Land gegenwärtig im europäischen Mittelfeld. Doch warum trennen sich Paare? Welche Faktoren führen zu einem erhöhten Scheidungsrisiko?

Eine Studie des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, Rostock, sowie den Universitäten St. Andrews und Stirling (Schottland), Amsterdam (Niederlande) sowie Connecticut (USA), bereichert die Suche nach Gründen für einen negativen Partnerschaftsverlauf um einen neuen Aspekt: Wie wirkt sich das Umzugsverhalten österreichischer Paare auf die Stabilität ihrer Beziehung aus?

Die Ergebnisse der Studie verdeutlichen, dass nicht nur die Anzahl gemeinsam erfahrener Umzüge eine große Rolle spielt, sondern auch, ob das Paar in

der Nähe verbleibt oder neu in der Ferne anfängt. Ziehen Partner einmalig innerhalb derselben Stadt oder desselben Landkreises um, ist ihr Zusammenhalt sogar gestärkt: Sie trennen sich um 25 Prozent seltener als Paare, die ihren Wohnort nicht verlassen haben (siehe Tabelle 1; Berechnungsbeispiel: $(0,75-1) \cdot 100\% = -25\%$). Dies ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass der gemeinsame Umzug vor Ort allgemein mit einem Zugewinn an Lebensqualität einhergeht und als erfreuliches Erlebnis empfunden wird, das die Bindung zwischen den Partnern festigt.

eine Frau mehr als einmal ihre eigenen beruflichen Ambitionen hinter die ihres Partners zum Wohlergehen der Familie zurück, kann dies zu einem hohen Maß an Unzufriedenheit in der Partnerschaftsbeziehung und in Folge zu einem deutlich gestiegenen Trennungsrisiko führen, lässt sich mutmaßen.

Schwieriger zu deuten ist es, warum sich Ehepaare und Lebensgemeinschaften in Österreich auch dann häufiger trennen, wenn sie mehrfach vor Ort umziehen. Möglicherweise haben Frauen in dieser Situation zwar keine Nachteile im Beruf; eine Partnerschaft kann aber dadurch beeinträchtigt werden, dass der Großteil der Arbeit und Organisation, die mit jedem dieser Umzüge entstehen, auf ihren Schultern lastet.

Neben der Anzahl der Umzüge und der Entfernung, die den neuen und alten Wohnort voneinander trennt, ist es für die Stabilität einer Partnerschaft aber auch von großer Bedeutung, ob

Tab. 1: Trennungsrisiko nach Umzug, im Vergleich zu Paaren ohne Umzug:

Migration:	
Umzug über Bezirksgrenzen hinweg	Relatives Risiko
Ein Umzug	1.02
Zwei oder mehr Umzüge	2.61***
Kein Umzug	1
Mobilität:	
Umzug innerhalb eines Bezirkes	
Ein Umzug	0.75***
Zwei oder mehr Umzüge	1.32*
Kein Umzug	1

Quelle: Österreichischer Familien- und Fertilitätssurvey, eigene Berechnungen (Stichprobe: 3118 Frauen); standardisiert nach sozio-demografischen Faktoren, *statistisch signifikant.

Verlegt ein Paar seinen Wohnsitz erstmalig gemeinsam in eine andere Stadt oder in einen anderen Kreis, hat dies keinen erkennbaren Einfluss auf das Trennungsrisiko. Die gewohnte Umgebung hinter sich zu lassen, mag zwar Stress bedeuten, allerdings wird vermutlich – gerade in jungen Jahren – ein Neuanfang in der Ferne auch als aufregende und interessante Erfahrung verstanden.

Bei weiteren Umzügen scheint allerdings die „aufregende Erfahrung“ kaum noch eine Rolle zu spielen; vielmehr sind diese der Partnerschaft weniger zuträglich. So erhöht schon ein zweiter Umzug innerhalb eines Bezirkes die Wahrscheinlichkeit einer Trennung um 32 Prozent im Vergleich zu Paaren, die ihre Wohnung nie gewechselt haben. Bei Umzügen über große Entfernungen steht noch mehr auf dem Spiel: Ein Paar, das mindestens zweimal den Wohnort gewechselt hat, trennt sich 2,6-Mal häufiger als sesshafte Partner (siehe Tabelle 1).

Forschungsergebnisse aus verschiedenen Ländern deuten seit langem darauf hin, dass Frau und Mann bei einem Wegzug aus dem vertrauten Umfeld einen unterschiedlichen Preis zahlen: Meist ist ein Wechsel des Wohnortes der Karriere des Mannes förderlich. Für die Partnerin führt er jedoch eher zu beruflichen Nachteilen; sie findet seltener Arbeit, und wenn, dann muss sie mit einem geringeren Einkommen und weniger Arbeitsstunden rechnen als vergleichbar qualifizierte Frauen. Stellt

das Paar in der Stadt oder auf dem Land lebt. Verlegen Frau und Mann ihren Lebensmittelpunkt vom Land in die Stadt (umfasst in der vorliegenden Studie alle Wohnbezirke mit über 50.000 Einwohnern), so trennen sie sich häufiger als sesshafte Bewohner ländlicher Gegenden, aber seltener als Städter, die nie vor Ort umgezogen sind. Sehr positiv wirkt sich ein einmaliger Umzug von der Stadt in ländliche Bereiche aus: Diese Paare haben ein 44 Prozent niedrigeres Trennungsrisiko als Partner, die ihre Stadt niemals verlassen haben. Dies liegt offenbar daran, dass mit dem Wegzug aus urbanen Zentren häufig die Wohn- und Lebensqualität insgesamt steigt. Auch ist das Häuschen im Grünen wohl für viele Paare ein lang gehegter Wunsch, dessen Erfüllung ihren Bund stärken kann.

Paul J. Boyle und Hill Kulu

Literatur:

Boyle, P.J., H. Kulu, T. Cooke, V. Gayle and C.H. Mulder: The effect of moving on union dissolution. Max Planck Institute for Demographic Research, Rostock 2006 (MPIDR working paper; WP-2006-002). www.demogr.mpg.de/Papers/Working/wp-2006-002.pdf.

IMPRESSUM

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock, in Kooperation mit Wolfgang Lutz, Institut für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien, und Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels
ISSN: 1613-5822

Verantwortliche Redakteurin: Gabriele Doblhammer (V.i.S.d.P.)

Redaktionsleitung: Nadja Milewski
Redaktionelle Mitarbeit an dieser Ausgabe: Insa Cassens
Layout: Silvia Leek

Druck: Stadtdruckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock
Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung
Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland
Telefon: (+49) 381/2081-132 • Telefax: (+49) 381/2081-432
E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org
Web: www.demografische-forschung.org

Erscheinungsweise: viermal jährlich
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder.

Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur bei Nennung der Quelle erlaubt.

Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.